

Jean Pierre Lanser über seine Erlebnisse als Häftling in Wiesbaden

Im März 1944 kamen wir nach Wiesbaden. In Hinzert war es schrecklich kalt gewesen. Nachdem dort einzelne Häftlingsnummern aufgerufen worden waren und wir uns aufgestellt hatten, war der Lagerkommandant erschienen und hatte mich nach meinem Beruf gefragt. Ich antwortete ihm, dass ich Metzger sei. Er sagte dann: „Metzger? Metzger! Kannst du auch Menschen ausbeinen?“ Ich schwieg. Dann fragte er mich, ob ich für 100 bis 150 Leute kochen könne. Das konnte ich bejahen. So kam ich mit auf den Transport nach Wiesbaden.

Hier wurden wir auf das Gelände des Turnierplatzes gefahren und in den ehemaligen Umziehkabinen der Jockeys untergebracht. Wir wurden gefragt, ob man uns in Hinzert erlaubt hatte, Pakete zu empfangen. Wir verrieten unseren neuen Bewachern natürlich nicht, dass uns bisher nur maximal drei Kilo pro Monat ausgeliefert worden waren. Kurz und gut, wir konnten Karten mit unseren Lebensmittelwünschen nach Hause schicken. Meine Frau sandte mir gleich einen riesigen Korb mit Eiern, Butter, Wurst, eingekochtem Fleisch, mit Brot und Kuchen und allem, was man sich nur wünschen konnte. Sie ist kilometerweit übers Land gefahren, um all die schönen Sachen für mich zu bekommen. Die Wachmannschaften der Polizei, die von uns dann mitversorgt wurden, glaubten, Luxemburg ist ein Schlaraffenland.

Einmal mussten wir auch während eines Bombenangriffs weiter am Bunker arbeiten. Ein SS-Mann sagte zu uns: „Dass sich keiner untersteht, in den Bunker zu gehen!“ Die Granatsplitter flogen uns nur so um die Ohren. Es war schrecklich. Wir hätten uns so gerne untergestellt, aber in den Bunker durften wir nicht. Nach Luftangriffen mussten wir immer zu den Aufräumkommandos in die Stadt. Meistens sollten wir die Häuser von SS-Leuten instand setzen, nie die der normalen Bevölkerung. Eines Nachts, wir waren längst in den Betten, wurde ein großer Angriff auf Wiesbaden geflogen. Der ganze Himmel über der Stadt war von den „Christbäumen“, also von den Positionsmarkierungen der alliierten Bomberverbände, so hell erleuchtet, dass man hätte Zeitung lesen können. Kreuz und quer prasselten die Bomben nieder, während wir in unseren Splittergräben lagen. Später mussten wir in der Innenstadt die Löcher zuschütten, die das Bombardement in irgendeine Straße gerissen hatte. Derweil explodierten noch immer Hunderte von Bomben mit Zeitzündern. Die Deutschen fürchteten sich, mit den Aufräumarbeiten zu beginnen, aber wir kamen um diese Arbeit natürlich nicht herum.

Gegen Kriegsende wurde uns die Information zugespielt, dass geplant war, uns zu erschießen, weil unter allen Umständen verhindert werden sollte, dass wir Häftlinge in Feindeshand gelangten. Dies hatte jedenfalls ein SS-Mann im Café Ritter erzählt. Ein Polizist unserer Wachmannschaft sagte daraufhin, dass sie, wenn die SS nachts käme, das obere Lagertor offenlassen würden, damit wir verschwinden könnten.

Doch es kam anders. Eines Morgens mussten wir aufpacken, und es ging auf Transport. Kurz vor Frankfurt konnten zwei meiner Kameraden und ich flüchten. Weil wir uns in dieser Stadt inzwischen ganz gut auskannten, gingen wir zurück nach Wiesbaden. Hier hielten wir eine alte Frau an, die uns zufällig auf der Straße begegnete, und ich fragte sie, ob sie uns nicht ein Dach über dem Kopf besorgen könne. Erst ging sie weiter. Nach ein paar Schritten hielt sie aber an, drehte sich dann um und kam zurück. Sie fragte: „Was seid ihr denn für Landsleute?“ Ich antwortete, wir seien Luxemburger, verschwieg aber, dass wir aus dem KZ kamen. Sie sagte dann: „Ich bin 65 Jahre alt, und ihr seid junge Leute. Wenn sie mich erschießen, hat das keinen Zweck. Aber ihr müsst noch leben!“

Später hat sie uns erzählt, dass ihre Tochter mit einem Juden verheiratet gewesen war. In dem Haus am damaligen Boseplatz, wo wir von ihr versteckt wurden, hatte diese Familie ein Geschäft gehabt. Auch unsere neue Freundin war dort tätig. Sie erzählte uns, dass sie

eines Tages in diese Wohnung am Boseplatz gekommen war und ihre Tochter und ihren Schwiegersohn im Todeskampf auf dem Bett liegend vorgefunden hatte. Sie hatten Selbstmord verübt. Das eilig herbeigerufene Rote Kreuz hatte zwar die Tochter noch retten können, den jüdischen Schwiegersohn aber hatten sie sterben lassen. Die alte Dame ging jetzt unter dem Vorwand, die Katze füttern zu müssen, täglich in die Wohnung ihrer Tochter, um uns zu versorgen. Am dritten Tag kam sie mit der von uns heißersehnten Nachricht, dass die Amerikaner in Wiesbaden einmarschiert sind. Endlich waren wir wieder frei.

Aus: Bärbel Maul, Axel Ulrich (2014): Das Wiesbadener Außenkommando „Unter den Eichen“ des SS-Sonderlagers/KZ Hinzert. Wiesbaden.